

Helmut Moll
Den Widerstand mit dem blutigen Tod bezahlt
Katholiken unter Hitlers Terror im Euskirchener Raum

[...]

Schriftsteller Heinrich Ruster ([16.10.] 1884 [in Kuchenheim]-1942):

[...] Heinrich Ruster besuchte die Volksschule in Bonn, wohin die Familie zog, nachdem sein Vater Konrektor einer Bonner Schule geworden war. Es folgten neun Jahre am Königlichen Gymnasium in Bonn, dem späteren Beethoven-Gymnasium, das er am 29. Februar 1904 mit dem Reifezeugnis verließ. Als dann immatrikulierte er sich an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Zunächst studierte er Theologie, später Philosophie und Pädagogik. In der Zeit des Ersten Weltkriegs diente er als Kriegsfreiwilliger. Nach 1918 ließ er ganz vom Studium ab und wurde Schriftsteller. Im Jahre 1925 übernahm er eine nebenamtliche Lehrtätigkeit als Dozent für Volksbildung, Leserpsychologie, Staatsbürgerkunde und Bevölkerungslehre an der staatlichen Bibliothekarschule, die von der Zentralstelle des Borromäusvereins Bonn getragen wurde. Nach der Machtübernahme Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 [...] wurde der Bibliothekarschule die staatliche Anerkennung entzogen, der Lehrbetrieb mit dem Wintersemester 1933/34 eingestellt und Heinrich Ruster entlassen. Der hierdurch erwerbslos Gewordene, der am 14. Mai 1932 die aus Frechen kommende Katharina Kleinsorg (1901 - nach 1964) geheiratet hatte, war nunmehr von seiner Frau finanziell abhängig. Der gebildete Schriftsteller sah keine Möglichkeit einer wie immer gearteten Zusammenarbeit zwischen katholischer Kirche und Nationalsozialismus. Im Sommer 1937 sollte er im Anschluss an eine geringfügige Ordnungswidrigkeit am 29. Juli 1935 zum ersten Mal Opfer des NS-Terrors werden: In einem Bonner Restaurant war es in den Abendstunden des 5. August 1937 zu einem Tumult gekommen, nachdem das Gespräch sich auf weltanschauliche Fragen konzentriert hatte. Er disputierte lebhaft mit anderen Gästen über verschiedenartige Probleme, bis sich plötzlich die Diskussion auf die Einschätzung des „Führers“ zuspitzte. Als einige Hitler mit dem Messias auf eine Stufe zu stellen suchten, geriet er in heftige Wut. Um der drohenden Verwischung der Grenzen zwischen Göttlichem und Menschlichem entgegen zu treten, soll er in dieser Phase der sich steigernden Auseinandersetzung die Überhöhung Hitlers mit drastischen Worten verurteilt haben; mehrere Anwesende zeigten ihn daraufhin umgehend an. Das Bonner Gericht hielt Ruster am 3. September 1937 vor, eindeutig gegen das Heimtückegesetz verstoßen zu haben, sodass er wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ zu vier Monaten Gefängnis kostenpflichtig verurteilt wurde.

Eine zweite Auseinandersetzung folgte: Einem Gestapobericht aus Bonn vom 4. März 1940 zufolge sei Ruster „am 9. 1. 1940 wegen Zersetzungsversuch bei Wehrmachtsangehörigen festgenommen“ worden. Während er wegen dieser gestandenen Tat inhaftiert war, ging eine weitere Anzeige gegen ihn ein mit der Behauptung, „gehässige Kritik an den Maßnahmen des Führers und der Reichsregierung geübt zu haben“. Als daraufhin seine Bonner Wohnung durchsucht wurde, fanden die Fahnder nicht nur belastendes Schriftmaterial, sondern auch Randbemerkungen an Briefen und Artikeln, aus denen Rusters Gegnerschaft zur Ideologie des Nationalsozialismus unzweideutig hervorging.

Aber der Schriftsteller ließ sich nicht einschüchtern! Im Beisein anderer hatte er nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs frank und frei erklärt, es sei eine „Schande, dass unsere jungen Soldaten für den Führer bluten müssen“. Während einer öffentlichen Sitzung vor dem Kölner Sondergericht am 10. Juli 1940 warfen die Richter ihm vor, „böswillig gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates oder der NSDAP gemacht zu haben“. Das am folgenden 16.

Juli verkündete Urteil lautete auf zehn Monate Haft, die er im Strafgefängnis Wittlich in der Eifel absitzen musste.

Da Ruster in deutlicher Opposition zum Regime verharrte, erfolgte die Überweisung in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Dort befand er sich spätestens am 7. Februar 1942. Der mittlerweile 58-jährige war durch die Strapazen der bisherigen Haft körperlich geschwächt und seelisch aufgerieben. Nach einer schriftlichen Mitteilung des Zeitzeugen Franz Ballhorn vom 30. Dezember 1947, einem Mithäftling im Sachsenhausener Lager, bestand „nicht der geringste Zweifel, dass Heinrich Ruster ermordet worden ist“. Der Totenbrief bestätigt dies mit dem damals üblichen Hinweis: „Er starb fern seiner engeren Heimat und Familie im Alter von 58 Jahren. (...) Sein Denken und Schaffen für Heimat, Volk und Vaterland, für seinen kath. Glauben und Gott gaben seinem Leben reichen Inhalt“. Nach den Exequien im Bonner Münster am 9. November 1942 wurde die Urne, welche seine Ehefrau bei der Bonner Geheimen Staatspolizei abgeholt hatte, auf dem Poppelsdorfer Friedhof beigesetzt, wo eine Tafel unter einem geschnitzten Kruzifix festhält, dass er am 23. Oktober 1942 im Konzentrationslager Sachsenhausen ums Leben gekommen ist.

Medizinstudent Willi Graf (1918 -1943):

In einer Selbstdarstellung Willi Grafs, die auf Verlangen der Geheimen Staatspolizei im Gefängnis Stadelheim bei München kurz nach den verhängnisvollen Ereignissen seiner Festnahme am 18. Februar 1943 geschrieben wurde, heißt es auf einem Bleistiftentwurf kurz und bündig: „Meine Eltern wohnten in den ersten Jahren in Kuchenheim bei Euskirchen, wo mein Vater eine Molkerei verwaltete.“ Die Eltern stammten dem Rheinland, „waren bäuerlicher Herkunft und tief im katholischen Glauben verwurzelt.“ Sein Vater, Gerhard Graf, wurde im Jahre 1885 geboren († 1951), ebenso seine Mutter, Maria Anna, geb. Gölden († 1954). Seine ältere Schwester war Mathilde, die 1915 das Licht der Welt erblickte († 12. November 2001), seine jüngste Schwester Anneliese, welche 1921 in Kuchenheim zu Welt kam. Er selbst wurde am 2. Januar 1918 geboren. [...] „Die Erziehung war ganz vom Geiste des religiösen Lebens und der Achtung gegenüber Eltern und Vorgesetzten getragen. [...] Früh wurde ich mit den Gebräuchen und dem Leben der Kirche vertraut gemacht, und die Jahreszeiten waren erfüllt von dem Geiste religiöser Vorstellungen“. [...]

Hören wir weiter aus Willi Grafs Lebenslauf: „1922 zog unsere Familie nach Saarbrücken.(...) Mit 10 Jahren trat ich in ein humanistisches Gymnasium ein. Besonders Interesse hatte ich für den Deutsch- und Religionsunterricht, dann in den späteren Jahren für Griechisch und Musik.(...) Immer schon drückte sich bei mir ein großes Anlehnsbedürfnis aus, und von früher Jugend an schloss ich mich eng an Spiel- und Schulkameraden an. Auf diesem Weg fand ich dann auch den Zugang zu den katholischen Jugendverbänden, denen ich lange Jahre hindurch angehörte und wo mein Interesse für religiöse und literarische Fragen sich im Kreise gleichgesinnter Kameraden noch vertiefte. [...] Im November 1937 ging ich (nach dem Abitur) an die Universität Bonn, um dort mein medizinisches Studium zu beginnen. Seit dem Sommer 1935 war ich entschlossen, diesen Beruf zu ergreifen, weil ich mir vorstellte, dass ich hier am ehesten Gelegenheit hätte, anderen Menschen zu helfen.“

Willi Graf trat der Hitler-Jugend (HJ) nicht bei, nachdem der katholische Schülerbund „Neudeutschland“ 1936 aufgelöst und die katholische bündische Jugend staatlich unterdrückt wurde. Das er in illegalen Jugendgruppen aktiv war und an Fahrten und Lagern verbotenerweise teilgenommen hatte, musste der „Student Wilhelm Graf (...), wohnhaft in Bonn a. Rh., Am Botanischen Garten 2, ledig, katholisch, (...) auf Grund Haftbefehl des Amtsgerichts Bonn vom 22. 1. 1938 bis 5. 2. 1938 in Untersuchungshaft.“ Anfang 1940 wurde er als Sanitäter zur Wehrmacht eingezogen und erlebte die schreckliche Barbarei an verschiedenen Kriegsschauplätzen, vor allem in der Sowjetunion.

Im Frühjahr 1942 zur Fortsetzung seines Medizinstudiums nach München beordert, kam er recht bald in Kontakt mit Personen des Widerstands gegen die Ideologie des Nationalsozialismus aus christlich-abendländischer Tradition. Seit April 1942 gehörte er der gleichen Studentenkompagnie wie die evangelischen Medizinstudenten Hans Scholl (1918-1943) und der russisch-orthodoxe Alexander Schmorell (1917-1943) an. Zusammen mit dem Medizinstudenten Christoph Probst (1919-1943) bildeten sie den Kern der Widerstandsbewegung „Weiße Rose“, die insbesondere für sechs Flugblätter und weitere Aktivitäten die Verantwortung trugen. Hinzu kam die jüngere Schwester von Hans Scholl, die Biologie- und Philosophiestudentin Sophie Scholl (1921-1943). Der Münchener Professor Dr. Kurt Hubert (1893–1943), Lehrbeauftragter für experimentelle und angewandte Psychologie sowie für Ton- und Musikpsychologie und Volksliedkunde, stand ihnen zur Seite. Die Gruppe bildete durch ihre geistigen Mentoren Theodor Hacker (1879-1945) und Carl Much (1867-1944) ein Ganzes.

Die Flugblätter riefen in unverwechselbarer Sprache zum aktiven Widerstand gegen Adolf Hitler (1889-1945) und das nationalsozialistische Regime auf, scheuten nicht davor zurück, die jüdischen Verfolgungen zu brandmarken, und betonten demgegenüber christlich-abendländische Werte, auch im Blick auf die Zeit nach der NS-Diktatur. Dank der oppositionellen Gruppen in mehreren deutschen Großstädten, aber auch aufgrund des Aufrufs „Bitte vervielfältigen und weitergeben!“ erreichten die Flugblätter viele Menschen, jedoch zu wenige, um damit Erfolg zu haben. Da die Geschwister Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 während des Abwerfens des sechsten Flugblattes in der Universität München vom Pedell ertappt wurden, folgte ihre sofortige Festnahme und Verhaftung. Zum Prozess reiste der Präsident des Volksgerichtshofes, Dr. Roland Freisler (1893-1945), eigens von Berlin nach München, um den Vorsitz zu führen. Während des ersten Prozesses gegen die „Weiße Rose“ am 22. Februar 1943 wurden die Geschwister Scholl sowie Christoph Probst zum Tode verurteilt und noch am selben Nachmittag im Münchener Gefängnis Stadelheim durch das Fallbeil hingerichtet. Im zweiten Prozess am 19. April 1943 wurden Alexander Schmorell, Willi Graf und Prof. Dr. Kurt Huber ebenso zum Tode verurteilt. Ein von den Eltern Graf für ihren Sohn eingereichtes Gnadengesuch blieb erfolglos. Während man Kurt Huber und Alexander Schmorell am 13. Juli 1943 im Gefängnis Stadelheim hinrichtete, wurde die Hinrichtung Willi Grafs bis zum folgenden Oktober aufgeschoben, weil die Nationalsozialisten erfolglos die Namen weiterer Mitwisser von ihm erpressen wollten.



Diesbezüglich schrieb der Münchener Historiker Georg Schwaiger: „Die entscheidende Kraft zur Standhaftigkeit über fast acht Monate hinweg (...) schöpfte Graf aus seiner tiefen Religiosität. [...]“ Am 12. Oktober 1943 schrieb er in seinem Abschiedsbrief an seine Eltern und Geschwister. [...] Seine letzten Worte an Schwester Anneliese gerichtet, diktierte er dem Gefängnisgeistlichen: „Du weißt, dass ich nicht leichtsinnig (...), sondern das ich aus tiefster Sorge und dem Bewusstsein der ernstesten Lage gehandelt habe. Und Du mögest dafür sorgen, dass dieses Andenken in der Familie, den Verwandten und Freunden lebendig und bewusst bleibt. (...) Vergiss mich nicht und bete, dass Gott mit ein gnädiger Richter sei“.

Die Kölnische Rundschau setzte dem „Sohn des Kuchenheimer Molkereileiters“ in ihrer Lokalausgabe Kreis Euskirchen wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein ehrendes Denkmal. Ein Redakteur, der den Artikel lediglich mit den Initialen „F.D.-B.“ firmierte, fand unter dem Titel „Vergesst ihn nicht!“ folgende Worte: „Mitte Oktober 1943

ging dem Standesamt Kuchenheim eine einfache vorgedruckte Postkarte zu, mit der knappen Mitteilung, dass der Tod des Wilhelm Graf unter Nr. 3433 beim Standesamt München verzeichnet sei. Todesursache: Kreislaufstörungen! (...) Zur Zeit seines Todes war es Student in München. Er gehörte zu jenen tapferen und aufrechten Münchener Studenten, die als erste Widerstandsgruppe ihr junges Leben für die Beseitigung eines Systems einsetzten und lassen mussten, das ob seines verbrecherischen Charakters unbedingt vernichtet werden musste. (...) Der Kreis Euskirchen kann stolz darauf sein, dass aus seinem Bezirk heraus ein Märtyrer erstand, dessen Geist lebt und dem wir als kostbaren Vermächtnis, unentwegt folgen werden. So ehren wir am schönsten das Gedächtnis unseres Wilhelm Graf.“

Rechtsanwalt Leo Trouet (1887-1944):

Nur wenig tausend Einwohner zählte das am Rande des Hohen Venns gelegene Malmedy, als Leo Trouet in diesem geschichtsträchtigen Ort am 6. April 1887 geboren wurde. Zu jener Zeit gehörte Malmedy sowie das gesamte umliegende Territorium noch zum Deutschen Reich. Den Unterlagen des heutigen Emil-Fischer-Gymnasium Euskirchen zufolge übte sein Vater den Beruf des „Lederfabrikanten“ aus. Über seine Kindheit ist nur wenig bekannt. Die ersten nachweisbaren Spuren führen uns an das Städtische Gymnasium Euskirchen an der Billiger Str. 2, das frühere Augusta-Victoria-Gymnasium, das später nach dem Euskirchener Chemieprofessor Emil Fischer (1852-1919) umbenannt wurde. Leo war dort ab dem Jahre 1904 für drei Schuljahre Gymnasiast. Sein damaliger Wohnort ist nicht belegt, doch spricht die weite Entfernung zu seinem Heimatort für Euskirchen.

[...] (1907) begann (er) mit dem Studium der Rechtswissenschaften.

Seine erste Universität war München. Dort wurde er im Jahre 1907/08 Mitglied der Studentenvereinigung Rheno-Bavaria. Wenig später wechselte er an die Universität Berlin, wo er im Jahre 1908/09 bei der Studentenvereinigung Guestphalia aktiv war. Ein erneuter Wechsel führte ihn schließlich an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, wo er zugleich sein Jurastudium beendete. In Bonn schloss er sich im Jahr 1910 der Studentenvereinigung Arminia an, einer Vereinigung im Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine. [...]

Im Alter von 33 Jahren, am 3. September 1920, heiratete Leo Trouet die aus dem Großherzogtum Luxemburg stammende Maria Christina Laure Lamby, (3. Juli 1891 bis 5. Dezember 1976). Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor, zwei Söhne und eine Tochter.

[...]

Die weitere Zeit seines Lebens verbrachte Leo Trouet in seiner engeren Heimat. Im Jahre 1922 wurde er Gerichtsassessor in Eupen-Klinkeshöfchen, wo er gleichzeitig als Rechtsanwalt und Notar tätig war. Darüber hinaus gehörte er bald ebenfalls dem Eupener Stadtrat an, war zeitweise Erster Schöffe und wurde 1927 von der Katholischen Partei zum Bürgermeister vorgeschlagen. Die belgische Regierung akzeptierte ihn freilich nicht, weil angeblich Zweifel an seiner belgischen Einstellung bestanden; da jedoch kein anderer Kandidat zur Verfügung stand, nahm er das Amt zunächst an, musste aber bald zurücktreten, obwohl die Mehrheit des Eupener Stadtrates auf seiner Seite stand.

Die politische Geschichte nahm einen dramatischen Verlauf, als das nationalsozialistische Deutschland die Kreise Eupen und Malmedy am 18. Mai 1940 annektierte. Offenbar stand sein Name bald auf einer Liste von Personen, die der Ideologie des Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstanden. Trouet, für den es keine Koexistenz mit den herrschenden Machthabern gab, wusste, wie sehr diese darauf aus waren, den Menschen in seine Totalität zu beanspruchen, folglich kein Ausweichen auf bestimmte Reservate möglich erschien.

In der Stadt Eupen am Nordrand des Hohen Venn bestand seit geraumer Zeit ein Kreis von praktizierenden katholischen Christen, der schon seit der Besetzung Belgiens in aller

Offenheit gegen die Nationalsozialisten hervorgetreten war. Als die Alliierten im September 1944 vor dem Einmarsch der Stadt Eupen standen, kam es zu einer stärkeren Aktivität dieser Katholiken, zu denen auch Leo Trouet gehörte. Das Wissen um diese Gegnerschaft, gepaart mit einer gesteigerten Nervosität insbesondere bei der Geheimen Staatspolizei, erklärt die Nacht-und-Nebel-Aktion am 11. September 1944, in deren Verlauf Trouet zusammen mit weiteren neun Eupener Frauen und Männern von Angehörigen der Partei und der Polizei verhaftet wurde. Diese Aktion diente der Säuberung des Frontgebietes von Widerstandleistenden, von Andersdenkenden sowie von allen weiteren unangenehmen Zeitgenossen. Während der Eupener Bürgermeister Esser in ein Konzentrationslager eingeliefert wurde, brachte die Geheime Staatspolizei Trouet nach Köln, wo er in das berüchtigte Gefängnis Klingelpütz in der Kölner Altstadt verschleppt wurde. Der Klingelpütz, in dem auch der Kuchenheimer Schriftsteller Heinrich Ruster eine Zeit eine Zeit einsaß, galt als zentrale Haftstätte für Sondergerichte. Allein im Jahre 1944 betrug die Zahl der Gefangenen mehr als 10 000 Personen. „Infolge von Misshandlungen durch die Gestapo“ starb er dort in der Nacht vom 2. auf den 3. November 1944; einer Nachricht aus Euskirchen zufolge sei er „umgekommen durch Bomben in Köln“ [...]

Volkschullehrer Joseph Roth (1896 - 1945):

In der Kölner Innenstadt kam Joseph Roth, ältester Sohn des Kirchenmalers Wilhelm Roth und seiner Ehefrau Margarethe, am 30. Januar 1896 zu Welt. Er hatte sechs Geschwister. Sein Vater vermochte dank besonderer Tüchtigkeit und durch Geschick das Malergeschäft zu einem kunstgewerblich ausgerichteten Unternehmen aufbauen, verbunden mit zahlreichen Porträt- und Restaurierungsarbeiten. Joseph besuchte die Volksschule in Köln. Nach und nach reifte in ihm der Entschluss, einen pädagogischen Beruf zu wählen und Lehrer zu werden. Daher musste der Volksschüler die so genannte Präparandie besuchen, die ihn nach Euskirchen [...] führte. Seit dem Jahre 1911 besuchte er also die Euskirchener Präparandeanstalt zusammen mit weiteren 31 Schülern [...]. [...] Die Frage, ob Joseph Roth in jenen Jahren in Köln bei seinen Eltern oder aber in Euskirchen gewohnt hat, kann mit Fritz Potthoff dahingehend beantwortet werden: „Die Schüler waren zu mehreren bei Familien in der Stadt untergebracht [...]“. [...] Nach weiteren Ausbildungsjahren schloss er im Jahre 1919 die Präparandie erfolgreich ab.

Erste Einsätze als Junglehrer in Neuhonrath bei Siegburg und in Mehlem südlich von Bad Godesberg folgten. Im Jahre 1921 kam Roth als Junglehrer an die zentrale Volksschule der Stadt Bad Godesberg am der Burgstraße. Nach einer Versetzung an die Katholische Volksschule in Mehlem in den Jahren von 1925 bis 1927 wurde er an der Godesberger Burgschule fest angestellt.

Im Jahre 1924 hatte Joseph Roth die katholische Katharina Paffenholz (*1900), die Tochter eines Friesdorfer Bauunternehmers, geheiratet. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor [...]. Die Familie führte ein bewusst christliches Leben. Als verantwortungsbewusster Staatsbürger wollte der überzeugte Katholik in der Partei des Zentrums an der Umsetzung christlicher Wertvorstellungen in der Gesellschaft der Weimarer Republik aktiv mitwirken. Seit dem Jahre 1929 gehörte er dem Kreisausschuss und seit 1933 dem Kreistag Bonn-Land als Vertreter der Zentrumspartei an.

Mit der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, die von Jahr zu Jahr an Einfluss gewann, geriet Roth bereits im Jahre 1932 in ernste Auseinandersetzungen, insofern er deren Ideologie mit dem christlichen Menschenbild für gänzlich unvereinbar hielt. Als die Nationalsozialisten den Bürgermeister von Bad Godesberg am 13. März 1933 absetzten, zwangen sie Joseph Roth, ein Gesuch zur Beurlaubung aus dem Dienst unter Androhung sofortiger Verhaftung einzureichen. Nunmehr ohne Arbeit, schlug sich Roth durch indem er unter anderem Artikel in der noch nicht verbotenen Godesberger Volkzeitung schrieb. Erschwerend für die Existenzsicherung seiner Familie war sodann die Tatsache der

Selbstaflösung der Zentrumspartei am 5. Juli 1933, sodass Roth sein Amt als Erster Vorsitzender der Zentrumspartei im Amt Bad Godesberg sowie sein Kreistagsmandat niederlegen musste. Dessen ungeachtet konnte er wegen Lehrermangel, der durch zahlreiche Amtsenthebungen verursacht worden war, mit Datum vom 16. Mai 1935 als Lehrer wieder angestellt werden; sein Weg führte in an die Volksschule in Friesdorf, wo er mit seiner Familie wohnte. [...] Gleichwohl hörten die Schikanten gegen diesen unversöhnlichen Gegner der NS-Ideologie nicht auf.

Nach dem fehlgeschlagenen Attentatsversuch auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 wurde Joseph Roth anhand einer Dissidentenliste im Gefolge der berüchtigten „Gewitteraktion“ am 22. August 1944 morgens gegen 4 Uhr in seiner Wohnung verhaftet und in Handschellen abgeführt. Nach dem Durchlaufen verschiedener Zwischenstationen wurde der Friesdorfer Volksschullehrer zunächst in das Konzentrationsaußenlager auf dem Kölner Messegelände verschleppt. Von dort ging es am 16. September 1944 in Richtung Konzentrationslager Buchenwald [...]. Der Haftzeit von Roth betrug nur etwa sechs Wochen, weil er am 28. Oktober 1944 durch die Intervention seines Sohnes Wilhelm beim Reichsführer SS, Heinrich Himmler, die Entlassung erwirken konnte.

Keiner konnte ahnen, was sich hinter diese völlig überraschenden und gegen alle bisherigen Regeln verfügten Entlassung aus dem Konzentrationslager Buchenwald verbarg. Roths Verwandte und Freunde merkten jedoch bei seiner Rückkehr in das Rheinland, wie sehr er abgemagert war. Wog der Volksschullehrer bei seiner Verhaftung 110 kg, waren es kaum ein halbes Jahr später nur noch 48 kg. Vermutungen machten die Runde, Roth hatte im Konzentrationslager Buchenwald unterschreiben müssen, im Rheinland keinen Arzt aufzusuchen. Ferner durfte er nicht länger in Friesdorf bei seiner Familie wohnen. Durch die Hilfe seines Bruders Ernst Moritz, in jenem Jahr Kaplan in Schwarz-Rheindorf bei Bonn, konnte er eine verschwiegene Bleibe im Bergischen Land aufsuchen, zunächst in Schladern, dann auf Gut Wilhelmshöhle. Nachdem sich aber sein Gesundheitszustand arg verschlechtert hatte, wagte er, unerkannt, an Heiligabend 1944 den Heimweg nach Friesdorf anzutreten. [...] Erst auf dem Sterbebett hatte er seiner Ehefrau und dem Mediziner anvertraut, ein SS-Arzt habe ihm bei der Entlassung aus dem thüringischen Konzentrationslager mitgeteilt, er werde an der ihm gesetzten Injektion sterben oder aber dauernd siech sein. Am 22. Januar 1945 hatte Joseph Roth ausgelitten. Die Parteidienststellen von Bad Godesberg verlangten von der Witwe, den Tod ihres Ehemannes als Folge von Bombenangriffen auszugeben. Zudem verweigerten sie ihr eine reguläre Beerdigung samt Bereitstellung von Leichenwagen und Leichenträgern. Dennoch gelang es einigen treuen Freunden, die Beerdigung am 27. Januar 1945 auf der Friesdorfer Friedhof durchzuführen. Sie hoben den Sarg in aller Frühe auf zwei Schlitten und setzten den Leichnam in aller Stille bei.

Gewerkschaftler Franz Leuninger (1898 - 1945):

Die fünfte hier vorzustellende Persönlichkeit, ist der christliche Gewerkschaftler Franz Leuninger aus dem Westerwald. Als drittes von neun Kindern wurde er am 28. Dezember 1898 als Sohn des Kleinbauern und Nagelschmieds Weinand Leuninger (1870 - 1946) und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Halm (1872 - 1939), in dem kleinen Ort Mengerskirchen nordöstlich von Limburg [...]. Nach dem Besuch der örtlichen Volksschule nahm Leuninger zunächst eine Tätigkeit als Hilfsarbeiter im Feldwegbau in seiner Heimat auf, wurde im Anschluss daran bei einem seiner Brüder Bauhilfsarbeiter im bergischen Remscheid und wenig später Maurer im Siegerland. Bereits in jungen Jahren erfuhr er von der Bedeutung der Gewerkschaftler für die Arbeiter. Nach seine Heimattradition schloss er sich den Christlichen Gewerkschaften an. Im Winter, wenn die unwirtlichen Umstände keine Maurerarbeiten zuließen, half er seinem Vater und seinen Brüdern, Nägel zu schmieden; das nötige Geld diente zum Lebensunterhalt der großen Familie.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs unterbrach seine bisherigen Tätigkeiten. Franz Leuninger wurde zum Wehrdienst einberufen. Der eingezogene Soldat diente bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, zuletzt als Unteroffizier.

In seine bisherigen Tätigkeiten zurückgekehrt, wurde Leuninger bald Vertrauensmann des Christlichen Bauarbeiterverbandes, einer Untergliederung der Christlichen Gewerkschaften. In seiner kurz bemessenen Freizeit betrieb er Werbung für diesen Verband. Seine Vorgesetzten äußerten sich offenbar zufrieden über seine Aktivitäten, wurde er doch schon im Jahre 1922 hauptamtlicher Lokalsekretär in Aachen. „[...] Auf Grund seiner energischen und gewandten Austretens bestellte ihn der christliche Bauarbeiterverband zum ‚Lokalbeamten‘ für den Bereich Euskirchen. Diese Berufsbezeichnung galt für Gewerkschaftssekretäre auf der lokalen Ebene. Als Gewerkschaftssekretär war er nun herausgehoben und in eine Funktion versetzt, die ihn prägte: das Leben zeigte sich ihm von einer anderen Seite. Die Aufgaben waren vielseitig und auch manchmal hart. Er stand aber nunmehr ganz im Dienst für die anderen. [...]

Am 26. Dezember 1924 heiratete Franz Leuninger die katholische Paula Meuser [...], die aus seinem Westerwälder Heimatort stammt.

[...] Als Franz Leuninger als Lokalbeamter von Euskirchen nach Krefeld berufen wurde, bezog er mit seiner Ehefrau die erste gemeinsame Wohnung. Seine Familie, mit den drei Kinder, Franz, Walter und Herbert, war dem „Bezirksleiter des Christlichen Bauarbeiterverbandes“ über alles wichtig und kostbar.

Noch nicht 30 Jahre alt, wurde Leuninger als Bezirkssekretär nach Breslau berufen. Im gesamten schlesischen Raum wirkte er alsdann als Bezirksleiter. Über seine berufliche Tätigkeit hinaus betätigte er sich von 1930 bis 1933 als Mitglied der Zentrumsparlei in der Breslauer Stadtverordnetenversammlung und als Deputierter in der Baudeputation. Während des Wahlkampfes im Jahres 1933 trat er als entschiedener Gegner der Ideologie des Nationalsozialismus auf und warnte unüberhörbar von den Gefahren einer Regierungsübernahme durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterparlei.

Doch es sollte anders kommen. Die Zentrumsparlei löste sich vor dem Konkordat, das am 20. Juli 1933 im Vatikan unterzeichnet wurde, am 5. Juli 1933 auf. Die Gewerkschaften bereits am 2. Mai 1933 zerschlagen worden. Nach kurzer Zeit der Arbeitslosigkeit betätigte er sich als Geschäftsführer der Siedlungsgesellschaft „Deutsches Heim“, wo er zuvor schon ehrenamtlich tätig gewesen war. Dank zahlreicher Aufträge dieser Gesellschaft vermochte er profilierte Persönlichkeiten in ihrem Widerstand gegen Hitler-Deutschland wirksam zu unterstützen [...]. Diese persönlichen Kontakte, aber auch seine signalisierte Bereitschaft, nach dem Umsturz des nationalsozialistischen Deutschlands das Amt des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien zu übernehmen, wurden dem dreifachen Familienvater nach dem fehlgeschlagenen Attentatsversuch auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 zum Verhängnis. Nach seiner Verhaftung in seiner Breslauer Wohnung am 26. September 1944 wurde der Haftbefehl erlassen. [...] Während der Verhandlung vor dem Berliner Volksgerichtshof am 26. Februar 1945 wurde er zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung fand am 1. März im Berliner Gefängnis Plötzensee durch das Fallbeill statt. Hermann Freiherr von Lüninck, Mitgefangener Leuningers, schrieb diesbezüglich: „Mit bewundernswerter, nur aus seinem tief-christlichen Glauben erklärlichen Stärke hat er die letzten Tage gelebt [...]. Franz Leuninger war ein Mensch, der sein Leben ganz bewusst und klaren Willens für uns und für sein Vaterland geopfert hat.“